Herbstwanderung.

Vor einiger Zeit, so um die Zeit des Laubfalls, hat es mich in die Herbstsonne hinausgetrieben. Vielleicht, dachte ich, ist es möglich, für einige Stunden den großen Völkerkrieg zu vergessen und dem Sinn mit frischer Luft ein wenig aufzuhelfen.

Weit, wie ein dunkler Strich, zieht sich der Buchenwald an der Küste entlang. Man wandert auf einem schmalen Pfade hoch oben unter den Bäumen am Ufer dahin, blickt die abschüssigen Dünen hinunter und schaut auf die blanke, ruhige See, die so rein von Schiffen ist, als wäre sie ausgefegt und feierte nun. Ja, wie Feiertag ist es auf den sonst so belebten Wasserstraßen. Nur ein paar schüchterne Fischerboote schaukeln nicht weit vom Strande auf der Flut. Es weht ein schwacher Nordwest. Er rollt winzige Schaumköpfe vor sich her und wirft sie in endloser Reihe an den Strand. Wind und Meer spielen ein wenig in der Herbstsonne. Ganz friedlich. Und man ist gerade im Begriff, dieser friedlichen Stimmung die beste Seite abzugewinnen, als dort unten der Sand aufstiebt. Vier graue Reiter sprengen am Fuße der Dünen entlang. Eine Ulanenpatrouille. Die Pferde sinken knöcheltief in den lockeren Sand; es sprüht von den Hufen und bildet eine kleine, wirbelnde Staubwolke. Die Augen der Reiter sind auf das Meer gerichtet, aber das Meer ist still und friedlich und spielt wie vorher mit dem Winde. Die Pferde im Sande werden allmählich zu hüpfenden Punkten und entschwinden dem Auge ganz.

Es wendet sich in den Wald. Der weiß doch nichts von Krieg und Kriegsgeschrei. Die Sonne sprengt ihr Gold zwischen die dunklen Baumschatten und setzt ihre hellen, lustigen Kringel an Stamm und Zweig, an Büschen, Farnen und auf dem Moose umher. Ein herber Duft steigt auf, mischt sich mit dem Atem der See und würzt die Lunge, spornt sie zu tieferen Zügen. Eine Last will von den Nerven weichen: wie schön ists auf diesem Stern! Wie schön das Arbeiten und danach ein sonniger, friedlicher Ruhetag, der Brust und Augen erquickt. Der Friede scheint wirklich, der Krieg eine Unwirklichkeit.

Bis dir ein Drahtgitter den Weg versperrt. Ein Stacheldrahtgitter. Dort, wo die Düne steil abfällt, beginnt es und zieht sich ein gutes Stück in den Wald hinein. Du hebst erstaunt die träumerische Nase und siehst hinter dem Gitter ein Schild: „Betreten streng verboten!" Und aus dem Schatten der Bäume dahinter löst sich eine Gestalt, die trägt einen feldgrauen Helm auf dem Kopf, hat einen grauen Mantel an und ein Gewehr über der Schulter. Langsam wandelt sie heran und sagt: „Bitte weitergehen!" Etwa so wie ein Schutzmann in Berlin bei einem Straßenauflauf. Man hat durchaus nicht das Gefühl, eine Verkehrsstockung verursacht zu haben, sintemalen man der einzige Zivilist in einem halbstündigen Umkreis sein dürfte, aber man folgt natürlich dem freundlichen Wink, läßt See und Drahtgitter rechts liegen und wandert tiefer in den Wald hinein.

Irgendwo wird schon Friede sein.

Die Buchen drängen sich zusammen. Das Unterholz wird dichter. Die Wacholderbüsche stehen schwarz und steif und hellen sich nur auf, wenn ein Sonnenblitz flüchtig über sie hinspielt. Irgendwo klopft ein Specht, ein Rabe fliegt krächzend zwischen den Stämmen auf, aber nirgend ein freudiger Vogelton. Oben in den Wipfeln spielt Sonne und Wind, und zuweilen flattert es von fallenden Blättern um dich her. Aber die Holzfäller scheinen zu feiern. Hier wenigstens und heute. Keine Säge kreischt, kein Axtschlag hallt.

Du kannst eine Stunde und länger in diesem Frieden des Waldes wandern und siehst dann plötzlich auf einer Lichtung. Zwei Straßen kreuzen sich hier.

Die hohen dunklen Wände des Waldes weichen von einander und geben ein Feld frei. Ein langes, schmales Feld. Hinter dem Felde breitet sich ein großer, stahlblauer Binnensee. Und jenseits des Sees schmiegt sich ein kleines Dorf mit Rohrdächern und einem altersgrauen Kirchturm an einen braunen Ackerhügel. Hier auf dem Felde und drüben auf dem Acker stehen in langen Reihen gefüllte Kartoffelsäcke. Und Frauen knien in langer Reihe und wühlen in der Erde. Ihre Hände sind in eifriger Bewegung, und die weißen Kopftücher wippen spaßig auf und nieder.

Und genau dort, wo die beiden Straßen zusammenlaufen, steht ein kleines Försterhaus, mit kleinen Fenstern und weißen Gardinen und ganz von Efeu umsponnen. Die Fenster sehen auf die Lichtung und auf den See. Hühner und Enten gackern und schnattern auf der Straße und im Gebüsch herum. Dachshunde kriechen unter dem Hoftor hervor und kläffen dich an.

Dies wäre denn nun also die Idylle, die friedliche, kriegweite.

Erfährt man hier überhaupt etwas von den blutigen Ereignissen da draußen?

Nichts erinnert daran.

Das heißt — dort an der alten, dicken Kastanie vor der Tür — was ist das?

Ein Brett — ein Papier.

Und auf dem Papier steht: Kriegsnachrichten.

Ja, hier, mitten im Walde, drei Stunden von der nächsten kleinen Zeitungsstadt entfernt, las ich die neueste, mir noch unbekannte Wolff-Depesche.

Der Förster hat nämlich einen Fernsprecher.

Und ich wanderte mit dem Bewußtsein heim: Der Krieg ist überall! Ueberall — wie die Luft, wie der Wind. Pan.

Der „schwäbische Newton".

Zu Julius Robert Mayers 100. Geburtstag (25. Nov.).

„Wie könnt' auch nur ein kleiner Teil des Urstoffs aus dem All entfliehen!" hatte bereits der Römer Lucrez in seinem Lehrgedicht „Von der Natur der Dinge" ausgerufen und weiter daraus geschlossen, daß die Summe aller Bewegungen unveränderlich sei: „Keine Gewalt ist fähig, die Summe der Dinge zu ändern." Aber diese jäh auftauchende Ahnung der Wahrheit war rasch wieder im Zeitenstrome versunken, wie das ewige Suchen nach dem „perpetuum mobile" bewies, nach einer Maschine, die, einmal in Bewegung gebracht, für alle Zeiten Arbeit leistet. Andeutungen von dem Bestehen eines Gesetzes, das jede Kraftentstehung aus dem Nichts ausschloß, waren zwar schon in der Philosophie vorhanden; Descartes hatte als Forderung der Erkenntnis, daß es nichts Neues in der Natur gebe, das Gesetz von der Erhaltung der Bewegung aufgestellt, Leibniz das gleiche von der „lebendigen Kraft" betont und auch bei Kant spielt der Begriff als „die Erhaltung der Substanz" eine Rolle. Durch den großen Chemiker Lavoisier war die Unzerstörbarkeit des Stoffes zu einer feststehenden Tatsache der Naturkunde geworden. Aber erst Julius Robert Mayer hat die allgemeinste unbedingte Gültigkeit des Gesetzes erwiesen, nach dem die Quantität der in dem Naturganzen vorhandenen wirkungsvollen Kraft unveränderlich ist, weder vermehrt noch vermindert werden kann. Ihm gebührt der unvergängliche Ruhm, dieser Erkenntnis, die die Welt gleichsam wieder auf feste Füße stellte, sie in einen unverrückbaren Rahmen einschloß, als erster die Bahn gebrochen zu haben; all die zügellosen Schwärmereien der Naturphilosophie, die mit unbekannten, geheimnisvollen Kräften wunderlichen Hokuspokus trieben, waren nun sinnlos geworden, alle in der Welt wirksamen Mächte offenbarten sich nun in ihrer letzten Unwandelbarkeit. Der Bringer dieser neuen Geistessonne aber, ein anderer Prometheus, hat auch das tragische Schicksal des großen Lichtspenders an sich erfahren müssen; wir feiern heute in ihm einen Märtyrer der Wissenschaft, der zusammenbrach unter dem Widerstand der Ungläubigen und der Widersacher, und dem Glück und Ruhm zu spät kamen.

Wie der vom Baum fallende Apfel, der Newton zur ersten Erfassung des Gravitationsbegriffes führte, war es auch ein höchst unscheinbarer Anlaß, der in dem „schwäbischen Newton" den „Gedankenblitz" seiner großen Entdeckung entzündete. Er hatte in Tübingen Medizin studiert und sich dabei mit Lavoisiers Theorie von der physiologischen Verbrennung viel beschäftigt. Danach unterliegen die Nahrungsmittel im Körper einer langsamen Verbrennung, deren Folge die Körperwärme ist. Je mehr Wärme der Körper nach außen abgibt, desto intensiver muß die innere Verbrennung sein. Mayer ging nun als junger Schiffsarzt der holländisch-indischen Kompagnie nach den Tropen und ließ dort die Schiffsmannschaft oft zur Ader. Dabei stellte er fest, daß das menschliche Blut in der heißen Zone eine hellere Färbung aufwies als zu Hause. Diese geringfügige Einzelbeobachtung führte ihn bei scharfem und konsequentem Nachdenken zu den denkbar allgemeinsten Gesichtspunkten, zur Entdeckung eines Naturgesetzes. Da die Wärmeabgabe des Körpers in den heißen Ländern ganz von selbst verringert ist, so wird auch seine Wärmeentwickelung nachlassen und damit der Farbenunterschied zwischen venösem und arteriellem Blut kleiner sein. Die Tatsache gab Mayer viel zu denken. Das Studium des physiologischen Verbrennungsprozesses leitete ihn auf die Frage, ob es noch andere Wärmequellen im Körper gebe, und er fand sie in der körperlichen Arbeit. Je mehr physische Kraft der Mensch verbraucht, desto stärkere Verbrennung muß er durch größere Nahrungszufuhr erzielen. Deshalb ist das Ernährungsbedürfnis in kalten Ländern größer als in warmen. Wie sich so dem jungen Forscher fern von der Heimat der feine Mechanismus des menschlichen Organismus immer deutlicher offenbarte, erkannte er den Zusammenhang zwischen Wärme und Arbeit und daß die eine Kraft nur in die andere übergeht, daß nichts im Haushalt der Natur verloren wird und nichts Neues hinzukommt. Der Grundgedanke des neuen Gesetzes war da, und er sprach ihn unbeholfen und unklar aus in einem kleinen Aufsatz „Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur".

Solange er seine weltbewegenden Ideen in sich entwickelt, gehegt und gefördert hatte, war er glücklich gewesen im Gefühl der Schöpferfreude und des großen Wurfes, der ihm gelungen. Kaum aber trat das Kind seines Geistes ans Licht der Welt, da begann sein Leidensweg in der rauhen Wirklichkeit. Poggendorf, der Herausgeber der angesehensten physikalischen Zeitschrift, lehnte die Schrift des unbekannten jungen Mannes ab und in den von den Chemikern Liebig und Wöhler herausgegebenen „Annalen" fand sie dann einen nicht recht passenden und ziemlich unbeachteten Unterschlupf. Mayer hatte sich unterdessen als Arzt niedergelassen und geheiratet. Schon 1844, zwei Jahre nach dem Erscheinen des ersten Aufsatzes, hat er eine neue Schrift fertig, die unter dem Titel „Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhang mit dem Stoffwechsel" seine bedeutendste Leistung enthielt. Hatte schon der Amerikaner Thompson, der als bayerischer General unter dem Namen Graf Rumford eingehende Versuche über Kanonenbohrung anstellte, die Einsicht gewonnen, Bewegung könne in Wärme umgesetzt werden, so erwies Mayer die Aequivalenz (die Gleichwertigkeit) zwischen Wärme und mechanischer Arbeit und zeigte, daß scheinbar verschwindende Wärme sich in Energie umsetze, scheinbar verschwindende Energie in Wärme, daß Bewegung die Temperatur eines Körpers zu erhöhen vermöge. Man erklärte ihn damals, wie Liebig erzählt, in Heidelberg und Karlsruhe für einen Narren. Ein Professor der Physik sagte ihm, um ihm das Sinnlose seiner Anschauung zu beweisen, wenn er recht hätte, dann müsse ja Wasser, in einem Gefäß geschüttelt, erwärmt werden. Worauf Mayer stillschweigend wegging, das Experiment ausführte und dann in das Studierzimmer des anderen mit der Erklärung zurückkehrte: „Es ischt so!" Als sein wichtigstes Verdienst hat er selbst immer hervorgehoben, daß es ihm, ohne Versuche, gelungen sei, das mechanische Aequivalent der Wärme zu berechnen.

Gerade darin machte ihm aber der englische Physiker Joule die Priorität streitig. Er gab 1847 der Pariser Akademie von seiner zahlenmäßigen Bestimmung des Aequivalenzwertes Nachricht, und als nun Mayer demgegenüber sein Entdeckungsrecht betonte, nahmen weder die Akademien noch Joule von seiner Erklärung Notiz. Ein jüngerer deutscher Physiker, Seyffer, behandelte den „Dilettanten" in einem ebenso brutalen wie ungerechten Angriff sehr von oben herab, indem er seine Arbeiten als „vollkommen unwissenschaftlich" bezeichnete. Noch schlimmer war es aber für Mayer, daß ein unendlich viel höher stehender Forscher, Hermann Helmholtz, der mit einer mathematischen Charakter tragenden Abhandlung über die „Erhaltung der Kraft" hervortrat, seinen Namen überhaupt nicht erwähnte. Helmholtz ist wegen dieses gewiß auffälligen Umstandes, besonders von Dühring, mahlos angegriffen worden. Aber wenn man ihn des böswilligen Verschweigens anklagte, so hat man ihm Unrecht getan. Er wußte damals, wie Siegmund Günther in seiner Geschichte der anorganischen Naturwissenschaften betont, von Mayers Arbeiten noch nichts und hat später rückhaltslos anerkannt, daß Mayer zuerst „unabhängig und selbständig den Gedanken gefunden, der den größten neueren Fortschritt der Naturwissenschaft bedingte". Diese nachherige Anerkennung vermochte freilich nicht gut zu machen, was die allgemeine Hetze der Fachgelehrten gegen den genialen Außenseiter verschuldet. Vor der Wissenschaft schien der mehr philosophisch denkende als mathematisch rechnende Geist, der sich der Größe seiner Ideen klar bewußt war, gerichtet. Als ein echtes Genie hatte sich Mayer viel vom Kinde bewahrt, so eine besondere Zartheit des Empfindens, einen festen Glauben an die Gerechtigkeit und Harmonie des Daseins. Nun tief im Innersten getroffen und wehrlos der Roheit der Welt ausgesetzt, in seiner Nervenkraft durch traurigste häusliche Ereignisse untergraben, brach er unter dem Pamphlet Seyffers wie unter dem Todesstoß zusammen. Er verfällt in Melancholie, springt vom zweiten Stock seines Hauses zum Fenster heraus und bricht beide Beine. Man

---

4]

Römerblut.

[Schluß] Von Selma Lagerlöf.

„Teresa," sagte Leutnant Ugo, „sage mir jetzt mutig Lebewohl, wie eine Römerin. Ich muß gehen."

„Du mußt?"

„Ja."

„Nun, so geh!"

„Teresa!"

„Geh doch. Ich werde versuchen, nicht an Dich zu denken. Du bist tot für mich."

Sie stand nicht auf, sondern blieb auf dem Boden liegen. Sie sah ihn nicht einmal an. Er strich über ihr blauschwarzes Haar. Sie rührte sich nicht. Er seufzte tief, er wußte nicht, was er sagen oder tun solle, und ging wirklich.

Mit einem angstvollen Griff drückte er Ninos Hand. Es war, als vertraute er ihm Teresa an. Abends, gegen zehn Uhr, standen Nino und Teresa am Hafen. Ein paar große Dampfer lagen da, bereit, abzugehen, und eine Menge Boote warteten darauf, die Soldaten hinzubringen. Einige tausend Menschen standen auf dem Quai, um die Abfahrt anzusehen.

Aber war das ein anderes Bild, jetzt nach der Niederlage! Früher, im Winter, hatte man nicht genug jubeln können, wenn die Truppen an Bord geführt wurden. Jetzt lag nichts als Düsterkeit über den Wartenden. Man hätte am liebsten die Boote und Dampfer versenkt, damit sie keinen Sohn Italiens nach dem verfluchten Barbarenland führen könnten. Die Soldaten kamen so still, als wollten sie sich fortschleichen. Keine Musik, keine Hochrufe. Aber aus der wartenden Menge stieg ein dumpfes Murren der Empörung auf, und man beschleunigte die Einschiffung so viel wie möglich. Man war nicht ganz sicher, daß das Volk nicht auf den Gedanken verfiele, die Abfahrt zu verhindern.

Teresa schien etwas Aehnliches zu hoffen. „Sie werden es nicht zulassen, Nino, sagte sie. „Alle diese Männer werden es nicht zulassen, daß man ihre Söhne fortführt, damit sie von den Barbaren geschlachtet werden."

Aber ein vollbesetztes Boot nach dem anderen wurde weggebracht, und die Menge ließ es geschehen. Einige Menschen durchbrachen die Reihen der Soldaten, aber nur um zu küssen und Abschied zu nehmen. Nino sah Leutnant Ugo am Quai stehen und die Einschiffung überwachen.

Ah, wo war Teresa? Eben noch hatte sie an Ninos Arm gehängt, jetzt aber sah er sie unten am Landungsplatz. Sie schlang die Arme um Leutnant Ugo. Er küßte sie, dann wollte er sich aus ihrer Umarmung lösen. Es war die Reihe an ihn gekommen, einzusteigen.

Sie schien sich zurückzuziehen, aber da sah Nino etwas Blankes in ihrer Hand leuchten. Sie schien den Leutnant noch einmal umarmen zu wollen. In demselben Moment wankte dieser und schrie auf.

Nino war dort unten. Er riß Teresa an sich. Er zog sie in den Volkshaufen, in das heißeste Gedränge.

„Stehe hier still."

Sie lachte beinahe irrsinnig. „Jetzt wird er nicht reisen, Nino," sagte sie.

Nino packte sie am Handgelenk. „Schweig," sagte er und drückte so, daß es schmerzte.

„Meinethalben können die Gendarmen . . ."

Nino drückte mit eiserner Faust zu, und sie schwieg.

Das war ein Drängen, ein Hin- und Herstoßen. Nino blieb gelassen in dem dichtesten Getümmel. Er versuchte nicht zu fliehen.

„Recht so," flüsterte ein Neapolitaner Nino zu. „Nur still stehen, daß die Gendarmen keinen Verdacht schöpfen. Kein Neapolitaner wird Euch verraten."

Teresa begann plötzlich zu schluchzen.

„Laß das sein," sagte er, „Du darfst nicht."

Und ihre Tränen versiegten. Sie stand stumm und still da, so lange Nino es wollte. Er hatte sie ganz in seiner Gewalt.

Leutnant Ugo wurde fortgetragen, die Polizei begann nach der zu forschen, die ihn verwundet hatte. Nino und Teresa hörten, wie man Fragen an die Menge stellte. „Wohin ist sie geflohen? Wer hat sie gesehen?"

Es war eine große Signorina — nein, eine kleine. — Hier hat man sie gesehen — nein, hier. Sie hatte den Weg zur Station genommen — nein, nach Santa Lucia. Und die Polizisten zerstreuten sich nach rechts und nach links.

Nino führte Teresa zur Eisenbahnstation, und sie reisten kühn nach Hause. Er verließ sich darauf, daß Leutnant Ugo sie nicht angeben würde.

In der Zeitung las er am nächsten Tag auch, daß der Leutnant erklärt habe, er kenne die Frau nicht, die ihn verwundet hatte.

Er war verwundet, aber nicht gefährlich. In der nächsten Woche kam ein Brief von ihm an Teresa.

Seit der Reise nach Neapel ließ sie sich in allem von Nino lenken und leiten. Nun kam sie auch mit dem Briefe zu ihm.

„Lies ihn, Nino," bat sie.

Er erbrach das Kuvert, sie stand zitternd daneben.

„Ist es aus, Nino?" fragte sie.

Nino antwortete Ja, so angstvoll, als verkünde er ihr ein Todesurteil.

„Laß mich hören," sagte sie und richtete sich auf. Nino las ihr vor, daß Leutnant Ugo sie nicht mehr liebte. „All meine Liebe ist tot," schrieb er, „meine arme Liebe ist tot."

Sie zuckte verächtlich die Achseln.

„Die Liebe eines Signor verträgt es wohl nicht, Blut zu sehen," sagte sie.

„Du, Teresa," schrieb Leutnant Ugo, „Du warst für mich des Vaterlandes Stolz, Du warst das wiedergeborene Rom, Du warst das starke Weib der Vorzeit. Du warst die, die die Römer einst zu Helden machen sollte. Du solltest Seelenstärke genug haben, uns hinauszuschicken, um die Welt zu erobern. Vergib mir, daß ich mich täuschte. Nun weiß ich, daß die alten Römerinnen tot sind, die Töchter des neuen Rom senden keinen Mann hinaus, um Ehre zu erringen, sie haben nur den Mut, ihn zu hindern, seine Pflicht zu tun."

Teresa legte ihre Hand auf die Ninos. „Ich will nicht mehr hören," sagte sie.

Nino schwieg.

„Wenn ich es nicht getan hätte, Nino," sagte sie, „wäre er jetzt tot. Ich verstehe nicht, was er meint. Ich sah ihn tot in einer Bergschlucht liegen. Da läge er jetzt, wenn ich nicht gewesen wäre. Wie hätte ich ihn da ziehen lassen können?"

„Findest Du auch, Nino, daß ich feige bin?" fragte sie. „Bin ich entartet? Habe ich keinen Tropfen Römerblut in meinen Adern?"

Nino sah zu ihr auf, wie sie da schön und stolz und trotzig vor ihm stand. Er liebte sie so, wie er sie immer geliebt hatte, und er sah seine ganze Zukunft vor sich. Sie würde nie heiraten, er würde sie nie verlassen können, und sie würden das Leben zusammen leben, sie als Herrscherin, er als Knecht. Die Zeit, die nun vorbei war, in der er beinahe Herrscher gewesen war, die kehrte nicht zurück. Sie würde bald wieder die Zügel der Gewalt an sich nehmen.

„Sag mir, Nino," fragte sie, „waren die Frauen des alten Rom wilde Tiere? Gaben sie zu, daß man ihnen das raubte, was sie liebten?"

Nie hatte Nino so wie jetzt begriffen, was das neue Italien von dem alten unterschied, aber er schloß die Augen vor allen Zeugnissen der Geschichte, er war aufs neue Teresas Sklave und Knecht geworden und antwortete, wie sie es wünschte, in ihren Adern fließe Römerblut, das edelste Römerblut.

bringt den Gemütskranken in eine Anstalt, aus der er nach einiger Zeit entlassen wird.

Während die Zeitungen die Nachricht verbreiten, er sei im Irrenhaus gestorben, schleppt er sich weiter durchs Leben. Aber seine Geisteskraft ist gebrochen. Er hat noch sein Gesetz, das er schon früher auf die „Dynamik des Himmels" ausgedehnt, auch für die Welt des Bewußtseins und der Empfindungen fruchtbar machen wollen. Aber er mußte den Ausbau des von ihm entworfenen Werkes in Naturwissenschaft und Philosophie andern überlassen. Noch drei Jahrzehnte, bis 20. März 1878, hat er nach dem Abschluß seiner Lebensarbeit gelebt, und das siegreiche Durchdringen seiner Ideen, die allgemeine Anerkennung seines Naturgesetzes gesehen. Auf der Londoner Weltausstellung pries der Engländer Tyndall vor einer Versammlung der ersten Forscher der ganzen Welt den noch wenig bekannten deutschen Arzt aus Heilbronn, der entfernt vom Kreislauf des gelehrten Lebens eine neue Periode naturwissenschaftlichen Lebens heraufgeführt habe, und nun häuften sich Ehren und Würden auf dem früh gebleichten Scheitel des „schwäbischen Newton". Selbst die Pariser Akademie, die sich so gar nicht um ihn gekümmert hatte, ernannte ihn zum Ehrenmitglied.

Dr. Georg Kuhn.

Am Suezkanal.

El Kantara — die Brücke — jene am Ostufer des Suezkanals gelegene Oase, wo die uralte, von der Sinaihalbinsel kommende Karawanenstraße über den Kanal führt und wo in Friedenszeiten ständig schier endlose Reihen vollbepackter Kamele stehen, ist von den türkischen Truppen besetzt worden. Schon hier sieht man deutlich, wie der Suezkanal die Einsamkeit verödeter Landstriche mit frischem Leben erfüllt und das ägyptische Kulturbecken nach jahrtausendelangem Schlummer zu neuer Entwickelung gebracht hat. Dort, wo ehemals der Staub des Wüstensandes auf kahlen Felsenplatten lagerte, wo Sümpfe und Moräste heiße Fieberluft ausströmten, entstanden bereits während seines Baues Ansiedlungen, die sich allmählich zu ansehnlichen Dörfern und Städten entwickelten. Dabei ist ein scharfer Unterschied zwischen dem östlichen und dem westlichen Ufer zu machen. Hier die nur ab und zu von einer blühenden Oase wie El Kantara unterbrochene Wüstengegend; dort unter Palmen versteckte Ortschaften, grünende Gärten und kleine Haine. Als Ferdinand von Lesseps mit dem Bau des neuen Verkehrsweges begann, war alles Sandwüste, und die scharfen Westwinde trieben die wandernden Dünen ständig nach Osten. Zweifler behaupteten, sie würden auch das neugegrabene Kanalbett bald wieder verschütten. Um dem vorzubeugen, wurde sein Westufer frühzeitig mit Sträuchern und Bäumen bepflanzt; vernichtete auch anfangs die große Dürre viele der Anpflanzungen, so sprossen doch längs des Süßwasserkanals, der zur Versorgung der Bauarbeiter mit Trinkwasser errichtet worden war, bald Mimosen und Stechpalmen empor. Um die Arbeiterniederlassungen, wie das in der Mitte des Kanals am Timsa-See gelegene Ismailia, wurden Magnolien- und Gummibäume gepflanzt und heute bilden selbst Nutzbäume, wie der Kaffeebaum, Pflaumen- und Birnbäume in der Nähe dieser Städte Alleen und Plantagen. Am Ufer sprießen Schilf und Rohr, die das Abschwemmen des Ufersandes durch den Wellenschlag der auf- und absteigenden Flut verhindern. Und als man 1893 unter dem Sande auf einer dünnen Lehmschicht Süßwasser entdeckte, wurden gegen 100 000 Stecklinge des Tamarixbaumes so tief in den Boden gesteckt, daß sie die Süßwasserschicht erreichten. Heute sind es über 3 Meter hohe, kräftig entwickelte Bäume, die auf weite Strecken den Kanal begleiten. So ist auf dem Westufer in den letzten Jahrzehnten ein Kulturland erwachsen, während sich im Osten des Kanals noch die alte Sandwüste dehnt. Hier hat man auf eine Bepflanzung des Ufers verzichtet, denn einmal ist dieses nicht durch den Westwind gefährdet und dann wird durch ständige Baggerung auf dieser Seite das Bett vertieft und verbreitert.

Der Kanal beginnt bei dem 53 Meter hohen Leuchtturm von Port Said und durchquert das Land bis Suez in einer Länge von 160 Kilometern, wovon allerdings nur 122 Kilometer auf das eingegrabene Kanalbett, die übrigen 38 auf die Binnenseen der Landenge entfallen. Ursprünglich auf der Sohle 22 Meter breit, ist es im Laufe der Jahre wiederholt vergrößert worden, so daß die ursprünglich auf 41 Stunden berechnete Durchfahrt heute für Passagierdampfer nur noch 16 Stunden dauert. Breit und sandig zieht sich der mit Häusern europäischen Stils bebaute Strand, der nach dem Khediven Said benannten Stadt vom Leuchtturm bis zum Hafenbassin, während die arabischen Stadtteile weiter zurückliegen. Vor Hotels, Restaurants und Kaffeehäusern bilden Griechen, türkische Juden, Armenier, Aegypter und Araber in buntem Getriebe ein echt orientalisches Gemisch. Von Port Said fahren die Schiffe an den geräumigen Gebäuden der Kanalgesellschaft und am Denkmal von Lesseps vorbei in den zur Ueberschwemmungszeit von plumpen Pelikanen und langbeinigen roten Flamingos bevölkerten Menzale-See. Hinter El Kantara durchschneidet der Kanal den Dattel-See und nähert sich dann Ismailia am See Timsa, zu deutsch „Krokodilsee". Weiter geht die Fahrt an den Stationen Tussum und Serapeum vorbei in den großen und kleinen Bittersee, wo sich am 15. August 1869 zum ersten Male die Wasser des Roten mit denen des Mittelländischen Meeres mischten. Am Ende des Kanals liegt dann, wie die anderen Orte ebenfalls auf dem Westufer, Port Tewfik; keine eigentliche Stadt, sondern nur das unter Palmen versteckte Durcheinander von Beamten- und Arbeiterhäusern. Es ist die jüngste Vorstadt des alten, westlich davon gelegenen Suez, mit dem es durch eine Allee verbunden ist. Suez selbst war vor 50 Jahren ein elendes Araberneſt. Das Dorf verschwand angesichts der modernen Bauten mit weitausladenden Ziegeldächern und luftigen Veranden, die Hütten machten Speichern und Magazinen Platz und deutschem Fleiß ist es zu danken, wenn ein aus Baden gebürtiger Botaniker den unfruchtbaren Wüstenboden vor der Stadt in ertragreichen Boden verwandelte, auf dem heute zahlreiche Arznei- und Nutzpflanzen gedeihen.

Eine Krankheitsformel.

Manche Leute meinen, streng wissenschaftlich sei nur, was in mathematischer Form ausgedrückt ist, und so wendet man die mathematische Beweismethode und Schreibweise auf Dinge an, für die sie absolut nicht passen. Ein mit großem Aufwand von Scharfsinn durchgeführtes Beispiel hierfür ist die berühmte Ethik Spinozas, in der der große Denker es unternimmt, die menschlichen Leidenschaften in mathematischer Weise zu behandeln, als ob es sich um eine Untersuchung von Linien, Flächen und Raumgebilden handelt. Auch die Schwere einer Krankheit hat man durch eine mathematische Formel darzustellen versucht und kommt sich sehr gelehrt vor, wenn man schreibt

$$K = M V Z : W,$$

wobei M die Mikroben (Bakterien), V ihre Virulenz (Giftigkeit), Z ihre Anzahl und W schließlich die Widerstandskraft des Organismus bedeuten soll. Die Formel sagt also, K, das ist die Größe der Krankheit, ist gleich dem Produkt aus den Bakterien, ihrer Giftigkeit und ihrer Anzahl, geteilt durch die Widerstandskraft des Organismus. Das würde bedeuten, daß die Krankheit um so heftiger auftritt, je größer die Anzahl der Krankheitserreger und je stärker ihre Giftigkeit ist, wozu noch der eine besondere Art der betreffenden Krankheitserreger ausdrückende Faktor M tritt, während die Krankheit um so geringer sein soll, je stärker die im Divisor (Teiler) der Formel stehende Widerstandskraft des Organismus ist. Das sind recht landläufige Dinge, zu deren Ausdruck man wahrlich keine mathematische Formel gebraucht. Daß diese Formel uns aber in der Erkenntnis des Wesens und Verlaufs einer Krankheit auch nur einen Schritt weiter bringt oder gar dazu verhelfen kann, irgendwie heilend in den Verlauf der Krankheit einzugreifen, indem wir Schädlichkeiten abhalten, das wird wohl im Ernst niemand behaupten wollen. Die Formel erweckt auch die Vorstellung, als ob jede Krankheit durch Mikroben hervorgerufen sein muß, was sicherlich nicht immer zutrifft — man denke nur an die durch äußere Verletzungen entstandenen Leiden, die uns jetzt im Kriege in so großer Zahl entgegentreten.

Aber auch für die durch Mikroben hervorgerufenen oder durch Mikroben begleiteten Krankheitszustände würde die Formel ein durchaus falsches Bild entwerfen, wenn sie als einziges die Krankheit hinderndes Moment die Widerstandskraft des Körpers kennt. Es drückt das die banale Wahrheit aus, daß eine kräftige Konstitution die Krankheit überstehen wird, der eine weniger kräftige erliegt, läßt aber ganz unberücksichtigt, daß wir auf den Verlauf der Krankheit einen Einfluß ausüben können, indem wir die Natur bei ihrem Bestreben, die Krankheitszustände zu überwinden und ihre Erreger abzutöten, unterstützen. Diese Unterstützung kann man, wie es in einer medizinischen Zeitschrift bei Besprechung der Formel geschieht, dadurch zum Ausdruck bringen, daß man den Einfluß des Arztes hinzufügt. Da er den Krankheitserregern entgegenarbeitet, muß die seinen Einfluß ausdrückende Zahl A in den Divisor gesetzt werden, so daß die Formel dann die Gestalt annimmt

$$K = M V Z : W + A$$

Der Divisor besagt jetzt, daß die Krankheit durch die Widerstandskraft des Körpers und durch einen guten Arzt bekämpft werden kann. In dieser Form hat die Formel einen gewissen Wert, denn wie es Leute gibt, die von der guten Natur des menschlichen Körpers allein alles erwarten und von Aerzten gar nichts wissen wollen, so gibt es auch Leute, die den Arzt für einen Hexenmeister halten, der imstande sein muß, jede Krankheit durch seine Hilfsmittel zu heilen. Die Formel sagt aber, daß selbst der geschickteste Arzt der Krankheit ohnmächtig gegenübersteht, wenn das andere Glied des Teiles zu gering ist, wenn die Widerstandskräfte des Organismus zu sehr geschwächt sind. Nur durch sie kann der Arzt wirken und wenn sie ihn im Stiche lassen, ist er auch bei der größten Geschicklichkeit in seiner Kunst ohnmächtig. Wenn man sich hierüber klar wird, so wird man aufhören, von Aerzten das Unmögliche zu erwarten. Das falsche Urteil über die Machtvollkommenheit der Aerzte ist ja schließlich auch die Quelle des Mißtrauens gegen sie und gleichzeitig auch der mächtigste Hebel zum Aberglauben, der die Leute dann scharenweise in die Hände der Kurpfuscher und Gesundbeter treibt.

Mittelalterliche Handgranaten.

In verschiedenen Museen und Privatsammlungen, unter anderem auch im Berliner Zeughaus, befinden sich eigenartig geformte Tongefäße mit konisch zugespitztem Bodenstück und einem am oberen Ende gelegenen, mit einer Einschnürung versehenen Halsansatz. Das Material ist Ton in allen Farbenabstufungen, teils mit glatter, teils mit mehr oder minder reich ornamentierter Oberfläche. Manche von diesen Tongefäßen sind glasiert, andere weisen vor dem Brande eingedrückte Zeichen oder nach dem Brande eingeritzte Buchstaben und Hausmarken auf. Die Fundstücke stammen durchweg aus dem Orient. Lange Zeit war man darüber im Zweifel, welchem Zwecke diese Gefäße gedient haben könnten. Einige Forscher erklärten sie für Lampen, durch deren obere Oeffnung der Docht hindurchgesteckt worden sein sollte. Das spitze Bodenstück wurde so erklärt, daß es in die eigens dazu hergerichtete Vertiefung eines besonderen Fußes oder in eine Gesims- oder Bodenöffnung gesteckt werden sollte. Nach anderen wiederum wurden diese Gefäße zum Transport von Quecksilber verwendet. Diese letzte Ansicht, die noch von namhaften Gelehrten auf diesem Gebiete geteilt wird, dürfte aber hinfällig sein, da viel mehr Tongefäße gefunden worden sind, als jemals die Menge des in früheren Zeiten im Handel befindlichen Quecksilbers betrug. Auch sind derartige Gefäße nie in Orten gefunden worden, die als Handels- oder Ausfuhrplätze für Quecksilber im Mittelalter in Betracht kommen.

Die Tatsache, daß man in diesen Gefäßen Reste von Quecksilber fand, läßt sich sehr leicht aus der Gewohnheit der Feuerwerker früherer Zeiten erklären, dieses flüssige Metall als Bestandteil ihrer Feuerwerkssätze zu gebrauchen. Stand doch überhaupt das Quecksilber während des ganzen Mittelalters in dem Ruf, geheimnisvolle Kräfte zu besitzen, die allerdings nur in der Einbildung der Alchymisten jener Zeit vorhanden waren. Eine große Anzahl einschlägiger Rezepte aus der mittelalterlichen Lust- und Kriegsfeuerwerkerei gibt dafür unwiderlegliche Beweise. Vor der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war der Gebrauch des Salpeters als Zusatz zu explosiblen Gemengen noch nicht bekannt, selbst bei den Chinesen nicht, die doch in der Feuerwerkerei schon damals erstaunliches leisteten. Die Tongranaten konnten also vorerst nicht dazu gedient haben, beim Explodieren durch die Splitterwirkung sich zerstörend zu betätigen, sondern sie wurden mit Naphtha (Petroleum) gefüllt, das man zu jener Zeit schon in allen möglichen Destillationsformen kannte. Eine Lunte ragte durch den Hals heraus und wurde mehrfach um das Gefäß gewickelt. Vor dem Abwurf der Bombe wurde sie angezündet, durch das Aufschlagen auf den Boden barst das Gefäß, das herausfließende Petroleum entflammte an der brennenden Lunte, und die Umstehenden erlitten Brandwunden. Es war gar nicht nötig, gelernte Feuerwerker mit dem Werfen zu betrauen; denn häufig wurden die Gefäße unangezündet geworfen und der ausfließende Inhalt hinterher durch Brandpfeile zur Entzündung gebracht.

Bei der Belagerung von Akkon im Jahre 1190 verwandte der Sultan Saladin Naphthawerfer, die ihm der Kalif von Bagdad zur Verfügung gestellt hatte. Hier war es auch, wo mit Hilfe der an zweiter Stelle genannten Methode ein Holzturm des christlichen Heeres so schnell und gründlich mit Petroleum durchtränkt und in Brand gesteckt wurde, daß die ganze Besatzung in den Flammen umkam. Meistens trugen die Bombenwerfer mehrere dieser Geschosse am Gürtel; die Einschnürungsfurche um den Hals des Gefäßes diente dabei wahrscheinlich zur Befestigung an einer Schnur. Man warf mit der Hand oder mit Abwurfstangen. Daß noch im späten Mittelalter diese Art Granaten Verwendung fand, bestätigt eine Anleitung von 1565 aus Fröndsbergers Kriegsbuch. Explodierende Handgranaten kamen erst im 17. Jahrhundert auf; damals übernahmen die heute zu Infanteristen gewordenen Grenadiere das Erbe der einstigen Naphthafeuerwerker. Auch im modernen Kriege spielen die seit dem russisch-japanischen Kriege wieder in Gebrauch gekommenen Handgranaten eine nicht zu unterschätzende Rolle.

Musik.

Sinfonie-Konzerte des Philharmonischen Orchesters. Obgleich jetzt das ausländische Publikum, zumal das englische, das oft recht zahlreich zu erscheinen pflegte, gänzlich fehlt, war am Montag der riesige Musikſaal der Philharmonie doch beinah Platz für Platz besetzt mit zum Teil kunstsinnigen, zum Teil auch neugierigen Hörern. Diese letztere Kategorie kommt meist auf ihre Rechnung; denn ihr Hauptinteresse richtet sich weniger auf die zur Aufführung gelangenden Werke der Musik, als auf einige „Kanonen", die, sei es als Dirigenten, sei es als Sänger oder Instrumentalsolisten mitwirken.

Für die C-moll-Sonate von Brahms, die anfänglich auf nur wenige empfängliche Ohren stieß, hat sich ja seinerzeit Hans von Bülow erfolgreich eingesetzt. Heute darf man wohl sagen, daß es auch im Publikum verstanden wird. Allerdings scheint Generalmusikdirektor Bruno Walter aus München der rechte Interpret Brahmsscher, aber auch Schubertscher Werke zu sein. Von Schubert erschien die unvollendete H-moll-Sinfonie. Daß das ausgezeichnete Orchester solchem Wollen und Bestreben mit vollster Hingabe entgegenkommt, erübrigt sich eigentlich zu sagen. Kammersänger Leo Slezak hieß der andere Magnet. Zur Arie des Florestan aus Beethovens „Fidelio" im Konzertsaal wird man sich wohl die Situation im Kerker zu vergegenwärtigen haben. Die Hüon-Arie aus Webers „Oberon" schien dem Sänger vorteilhafter zu „liegen". Sein schmetternd glanzvoller Tenor, dem auch ein zart hingehauchtes Pianissimo im Falsett gelingt, trat hier wahrhaft siegessicher in die Erscheinung. Der gewaltige, immer wieder hervorbrechende Applaus des Publikums vermochte dem Sänger doch nicht eine Zugabe abzunötigen. Ach wie schade: Und man bemühte doch so krampfhaft die Lungen, Füße — und Handschuhe. . . .

ek.

Kleines Feuilleton.

Eine Lebensretter-Uniform.

Der Untergang mehrerer englischer Kreuzer, deren Mannschaft zum größten Teil den Tod in den Wellen fand, hat das englische Publikum tief erschüttert, und man hat es unter allen Tragödien des Krieges für die furchtbarste erklärt, wenn Hunderte von Menschen, wie bei der Vernichtung der „Good Hope" und „Monmouth", wehrlos ertrinken müssen. Wenn es möglich wäre, die Matrosen mit einem Apparat auszustatten, der sie sogleich über Wasser hält, so würde dadurch viel gewonnen sein. Deshalb erwägt man in den Kreisen der englischen Marine die Einführung einer „Lebensretter-Uniform", die ein Mr. J. W. Grove erfunden hat. Es handelt sich dabei um einen Schwimmgürtel, der in die Weste jeder Marineuniform eingenäht werden soll und der durch eine kleine Röhre, die an ihm befestigt ist, in weniger als 20 Sekunden aufgeblasen werden kann. Die Erfindung ist in Weymouth von mehreren höheren Marineoffizieren geprüft worden, und es hat sich gezeigt, daß sie nicht nur den Träger über Wasser hielt, sondern auch noch zwei andere Männer, die sich an dem mit der Lebensretteruniform bekleideten festhielten. Bei den letzten Katastrophen, die die englische Marine betroffen, erwies sich das Umlegen der vorhandenen Rettungsgürtel als viel zu umständlich und nicht wirksam genug. Beim Untergang des „Hermes" retteten sich verschiedene Matrosen dadurch, daß sie leere Petroleumkannen dazu benutzten, um sich über Wasser zu halten. Ein mit der Kleidung jedes Matrosen fest verbundener Schwimmgürtel würde die beste und schnellste Hilfe leisten, und so könnte durch Einführung der Erfindung manch wertvolles Leben gerettet werden.

Kartoffelgraben zwischen Schützengräben.

Daß auch auf dem österreichisch-russischen Kriegsschauplatz jener friedlich-private Verkehr zwischen den gegnerischen Linien herrschen kann, wie man ihn aus so mancher Schilderung vom westlichen Kriegsschauplatz kennt, lehrt ein Feldpostbrief, den ein ungarischer Fähnrich nach Hause geschrieben hat. In dem Brief, den die „Frankfurter Zeitung" einem ungarischen Blatt entnimmt, heißt es: „. . . Unsere Honveds hatten, als sie in den Schützengräben lagen, Hunger nach gebratenen Kartoffeln bekommen. Vor den Schützengräben und jenen des Feindes zog sich ein langgestrecktes, noch nicht ausgeackertes Kartoffelfeld hin. Da sagte plötzlich ein Unteroffizier zu den Jungens: „Kinder, heut abend würden aber gebratene Kartoffel schmecken!" Kaum hatte er die Worte gesprochen, als sich da und dort Soldaten meldeten. Einer sagte: „Herr Zugsführer, wird ein Rucksack voll genügen?" Kurz und gut, abends krochen zwei Honveds auf das Kartoffelfeld. Bald folgten noch drei, dann fünf und schließlich noch zehn. Ihre ganze Bewaffnung bestand nur aus dem Infanteriespaten. Auf allen Vieren krochen sie dahin und mit angehaltenem Atem warteten die übrigen im Schützengraben zurückgebliebenen Kameraden, was geschehen werde. Alle waren bereit, wenn es sein mußte, die Kameraden mit einem Sturmangriff auf den Feind zu retten. Angstvolle Minuten verstrichen, da bemerkte man plötzlich, daß auch aus der russischen Deckung acht bis zehn Mann mit Spaten hervorkrochen. Was würde jetzt geschehen? Die Russen krochen gleichfalls gegen den Kartoffelacker. Vorsichtig, achtsam, furchtsam! Auf der einen Seite scharrten die Honveds, auf der anderen Seite die Russen Kartoffeln aus dem Acker. Du kannst Dir die aufgeregte Neugierde der Unsrigen vorstellen, mit der sie die Weiterentwicklung erwarteten. Langsam kamen die Leute näher. Da sahen wir, wie sie sich höflich grüßten, und Honveds und Russen zogen ruhig mit ihren Kartoffeln zurück in die Deckungen. — Es verging keine halbe Stunde, und das heftigste Gewehrfeuer entwickelte sich wieder zwischen den beiden Schwarmlinien. . ."

Notizen.

— **Weitere Schneefälle in Sicht.** Der seit einigen Tagen in Deutschland herrschende Frost hat inzwischen an Stärke fast überall zugenommen. Memel, Breslau und Grünberg i. Schles. hatten Sonntag früh 7, München, Mülhausen i. El. und Friedrichshafen hatten 6 Grad Kälte. Auch Montag meldeten zahlreiche Orte noch 5 Grad unter Null. Die Verschärfung des Frostes ist vorwiegend auf die mittlerweile in den meisten Gegenden eingetretene Aufheiterung zurückzuführen. Zurzeit dringt von Frankreich aus eine Depression in das Innere Deutschlands ein, und ihre Annäherung läßt den baldigen Eintritt von weiteren Schneefällen erwarten.

— **Der poetische Funkspruch**, der am 6. November von Rauen an den Eiffelturm gesandt wurde, und den wir am 21. nach dem „Temps" und der „Frankf. Ztg." wiedergaben, ist nicht vollständig. Einer, der bei der Weitergabe dabei war, teilt uns mit, daß die zweite und die dritte Zeile fehlen, wie schon der Reim zeigt: „Wo wichen Deutsche vor Euch aus? Wo konntet Ihr die Front erweitern?" — Vermutlich hat die französische Zensur diese Zeilen gestrichen.

— **Musikchronik.** Lamonds Beethovenabend fällt aus, da der Künstler plötzlich erkrankt ist. Die Karten werden bei den Verkaufsstellen, bei denen sie entnommen worden sind, zurückgenommen.

— **Theaterchronik.** Das Trianon-Theater ist bis zum 31. Mai 1915 an den Direktor Hans Arnim vom Lustspielhaus in Düsseldorf verpachtet worden. Es will seinen bisher ausschließlich französischen (und zwar nicht im besten Sinne französischen) Spielplan verdeutschen.

— **Vorträge.** Fr. Naumann am Donnerstag, den 26. November, im Plenarsitzungssaale des Abgeordnetenhauses über das Thema: „Die sozialen Rückwirkungen des Krieges."

— **Unterrichtskurse für Kunstgewerbezeichner.** Von der Unterrichtsanstalt am Berliner Kunstgewerbemuseum sind auf Anregung des Verbandes der Kunstgewerbezeichner unentgeltliche Unterrichtskurse für Kunstgewerbezeichner eingerichtet worden.

— **Soldatendecken aus Zeitungspapier.** Unter lebhafter Förderung durch die Wiener Kliniker v. Eiselsberg, A. Fränkel und R. Paltauf ist zurzeit in Oesterreich eine ausgedehnte Aktion im Gange, die die Herstellung sogenannter Dänischer Decken aus Zeitungspapier für militärische Zwecke betreibt. Diese Decken kosten nur einen Bruchteil des Preises von Wolldecken und eignen sich nach dem Gutachten der genannten Aerzte vorzüglich für Spitäler und Verwundetentransporte.

— **Die Speisekarte als Kriegsdokument.** Wie der „Hannoversche Courier" mitteilt, erhielt der Oberkellner eines Speisehauses in Hannover dieser Tage folgenden Brief aus Baltimore: „Sie werden sich des Amerikaners erinnern, dem Sie eine Speisekarte gaben mit der Bitte, bei seiner Heimkehr Ihnen ein paar Zeilen zukommen zu lassen. Die Karte hat für das Vaterland gute Dienste getan. Als ich heimkam, erzählte man hier auf Grund von Londoner Berichten, daß man in Deutschland nichts mehr zu essen habe. Die größte Zeitung dieser Stadt von 600 000 Einwohnern hat nun Ihre Speisekarte abgedruckt und damit diese Lüge totgemacht, denn das Essen, das Sie mir für 1,50 Mark (nach unserem Gelde 37½ Cent) gegeben, hätte hier bei uns wenigstens 1,25 Dollar oder 5 Mark gekostet . . ."

Verantwortlicher Redakteur: Alfred Wielepp, Neukölln. Für den Inseratenteil verantw.: Th. Glocke, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.